

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 50

Artikel: Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schauung und stand ferner unter dem Zeichen des allgemeinen Ueberganges zum mechanischen Fabrikbetriebe.

In der Mitte des letzten Jahrhunderts waren die Spinnereien und Webereien vollauf beschäftigt und vergrößerten und vermehrten ihre Betriebe um die Wette. In den Fünfziger Jahren kamen die Selbstspinner auf. Von da an wurden die neuen Spinnereien nur noch mit solchen ausgestattet und die alten Betriebe mit Handspinnstühlen mußten sich dazu verstehen, sie durch Selbstspinner (Selbstfaktoren) zu ersetzen. Damals wurde die Zahl der schweizerischen Spindeln auf über zwei Millionen geschätzt. Seither haben sich die Verhältnisse mehrmals gewechselt. Es war ein Auf- und Niedergang im Wechsel der Jahre als dessen Resultat der Geschichtsschreiber nur konstatieren kann, daß die schweizerische Baumwollspinnerei und -Weberei ihre beste Zeit hinter sich hat.

Gänzlich in Abgang gekommen ist durch die Ungunst der letzten Jahrzehnte die einst so bedeutende Leinwand-industrie der Ostschweiz, während sich von der bernischen Leinwandweberei um das Hauptquartier Burgdorf noch ein ansehnlicher Rest erhalten hat, der aber keinen Anspruch mehr auf den Namen einer Großindustrie machen darf.

Nun noch einige Notizen zu unseren Illustrationen aus der neueren Zeit, die die Werke der Firma A. Gugelmann & Cie., A. G., in Langenthal darstellen. Da ist zunächst die Baumwollspinnerei Bern, die trotz unerhörten Preisschwankungen und andern Wechselsfällen, die der amerikanische Bürgerkrieg über ganz Europa brachte, in den Jahren 1864/65 gegründet und seither wesentlich vergrößert worden ist. Die 33 kleinen Dächer, die auf der Abbildung in ausgerichteter Front zu sehen sind, bilden in der Hauptsache zwei große Säale. Der eine Saal enthält die Vorwerke und die Ringspinnmaschinen und der andere die Selbstfaktoren (Selbstspinner). Die Wasserkraft der Aare wurde vor einigen Jahren an die Stadt Bern verkauft; diese baute dann das neue Elektrizitätswerk in der unmittelbaren Nähe der Fabrik und liefert jetzt die nötige elektrische Kraft zu ihren Betrieben mittelst eines Kabels von der Zentrale aus. Die Spinnerei Felsenau ist durch eine Schmalspurbahn

mit der Station Zollitofen verbunden und zwar mittelst des sog. Rollschmelbetriebes. Um die Spinnerei herum liegen 40 Einfamilienhäuser der Arbeiterschaft der Spinnerei.

35,000 Spindeln der Fabrik liefern grobe bis mittelfeine Garne, und zwar ca. $\frac{1}{3}$ aus ägyptischer und die anderen $\frac{2}{3}$ aus amerikanischer Baumwolle, welche wiederum zum großen Teil in der eigenen Buntweberei verarbeitet werden.

Im waldigen Tale neben der Station Roggwil — mit dieser durch ein Normalgeleise verbunden — liegt die Buntweberei. Die Gründung dieses Geschäftes geht ins 18. Jahrhundert zurück. In ihm sind heute 600, zum größten Teil doppelbreite Webstühle in Betrieb. Die Zwirnerei zählt 4000 Spindeln. — An die Ostseite schließen sich die Säale der Appretur und der Färberei an: Kreuzpuhl, Strangenfärberei, Färberei für lose Baumwolle, Rotfarb und Druderei.

Die Hauptprodukte der Buntweberei sind: Matratzen-drilch, Jaquarddrilch, Bettbarthent roh und gefärbt, Kölsch, Percale, Tissu-blanc, baumwollene Decken, Molton, Schipper, Blusentoffe, Oxford, Flanelle, baumwollene Hosenstoffe, Teppichstoffe usw.

In der Tuchfabrik Langenthal sind alle Maschinen der Wollspinnerei, Weberei und der Nass- und Trockenappretur unter den kleinen Dächern neben dem auf der Abbildung im Vordergrund sichtbaren Verwaltungsgebäude untergebracht. Hier werden in der Hauptsache Tücher für Militär-, Bahn-, Zoll- und Postverwaltungen hergestellt. Dann Berner Halblein, halb und ganz wollene Buxlin, Loden, Bündner Sportloden, Cheviot und Kammgarn.

In den drei Fabriken werden insgesamt 1300 Angestellte und Arbeiter beschäftigt, für deren Wohl in verschiedener Weise gesorgt wird: den Verheirateten werden billige und gute Wohnungen abgegeben, den Ledigen Küchen- und Echräume, beiden wiederum Nahrungsmittel, Bäder und Douchen zur Verfügung gestellt. Im fernern genießen die Arbeiter eine eigene Krankenkasse, Alters- und Invalidenversicherung, Wöchnerinnenunterstützungen, Ferien- und Militärdienstvergütungen usw. —

Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld.

Anmerkung der Redaktion. Das nachstehende Geschichtsstück J. B. Hebels verdient es, in diesen Tagen zu gelesen zu werden. Ein unverdächtiger Zeuge erzählt hier eine schöne „Feindestat“. Die Erzählung mag auch als Beweis dafür dienen, daß die Kriegssitten — man vergleiche die Vorkommnisse im Oberelsäß und in Belgien zu Beginn des gegenwärtigen Krieges — nicht milder, im Gegenteil härter und rücksichtsloser geworden sind.

Im letzten preußisch-russischen Krieg, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seite der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widerstände ausgeübt und unter anderem ein französischer Offizier getötet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld befahlen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Fülligkeit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann

an vier Orten anzuzünden und in die Wüste zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat, und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zumute war, als sie die Schredenspost vernahmen, und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm lagen, weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Wüste sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden und dies war glimpflich, aber bei der Plündierung sollte es bleiben und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die furchterliche Stunde schlug. Die Trommel wirkelte ins Klagesgeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden, Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz.

Da trat der brave Kommandant von Hersfeld durch die Reihen seiner Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Soldaten! Die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied.“ Kein Mann trat heraus. Nicht einer!! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich, und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken.

Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zumute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte, er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen.

Dies geschah zu Hersfeld im Jahre 1807 und das Städtlein steht noch.

Um den Frieden.

Um den Frieden kämpfen sie alle. Die Österreicher sagten, als sie Serbien den Krieg erklärt: wir wollen den Friedensstörer von unserer Tür wegjagen. Es verkündeten die Deutschen, als sie nach zwei Fronten ausrückten: wir müssen uns Luft machen zu unserer künftigen friedlichen Entwicklung. Aber ebenso laut riefen es die gegen die beiden Zentralmächte Verbündeten: wir einzlig wollen den Frieden, wir wollen Europa dauernd vom Alp des deutschen Militarismus erlösen. Um den Frieden also kämpfen die zehn Millionen Krieger im Osten und Westen, im Norden und Süden, in Flanderns Wasserräben und im Schnee der Karpaten; zerstoßen sich die Brust mit Bajonetten, zerschmettern sich gegenseitig den Leib mit Granaten und Bomben. Dies alles um den Frieden. „Um was für einen Frieden?“ „Natürlich um den, den wir der Welt geben wollen.“ „Wie sieht Euer Friede aus?“ „Nur so: Belgien und die Ostseeküste deutsch, Frankreich gedemütigt, England und Russland zerschmettert, die deutsche Kultur nach ihrer göttlichen Bestimmung Herrscherin über den Erdball!“ Lautes und wuterfülltes Gelächter auf der andern Seite. „Und unser Friede hat das Gesicht: Österreichs Staatenlongolomerat ist aufgelöst, den Nationen zugeordnet, die auf die Stütze inneres Unrecht haben. Deutschland verliert die Flotte und die Kolonien und muß sich rechts und links ein Stück aus dem Leibe schneiden lassen. So viel Blut muß ihm abgezapft sein, daß es nimmermehr an die Weltoberierung denkt; denn die Welt gehört uns, den Engländern und Russen und Franzosen.“ Und wieder lautes Gelächter. Diesmal von furchterlichem Gedröhnen und einem Lärmen und Krachen und Blitzen begleitet, vor dem die Hölle selbst erzittern muß. Wozu das lange Fragen und Wortmachen? Heute entscheiden die Kanonen und entscheidet die Kunst des Feldherrn, wer den Frieden macht und wie er aussiehen wird.

Und so dauert der Kampf um den Frieden, — um unsern Frieden — seit mehr als 4 Monaten. Millionen junger, tapferer, edelherziger Männer — sie haben sich alle gut und todesmutig geschlagen, der Engländer bezeugt es vom Deutschen, der Österreicher vom Serben — Millionen schlafen heute schon in kalter, harter Erde oder liegen verkrüppelt und verstümmelt und todesseich in den Lazaretten. Kein Kampf, ein Schlachten ist's; und dies alles um den Frieden! . . .

Nein, Wahnsinn ist's! Nie und nimmer kann der Friede, den ihr kämpfenden wollt, der wahre, göttliche Friede sein. Den Frieden, den der Sieger schenkt, hat je und je der Teufel geegnet, daß er ihm früher oder später den Haß und den Krieg wiederbringe; je und je ist mit dem Frieden auf der Degenspitze der künftige Krieg verbrieft und versiegelt der Welt überreicht worden. Nein, nicht die Gewalt, die Vernunft und die Liebe müssen den künftigen Frieden schaffen. —

Das mühten eigentlich alle denkenden Menschen der Welt einsehen. Und es ist auch mein ganz zuversichtlicher Glaube, daß diese Erkenntnis — es liegt dahinter nicht viel

mehr als ein bisschen Herz und ein bisschen — gesunder Sinn — in der Welt wachsen wird und zwar wachsen wird wie eine Lawine, die mit unwiderstehlicher Kraft einbricht in den Bergwald des nationalen Hasses und der nationalen Vorurteile, um dem endlichen völkerverbindenden Frieden Weg und Bahn zu schaffen.

Ich glaube, daß der Anstoß zu der Bewegung schon gegeben ist. Wo könnte die menschheitbefreiende Lawine besser in Wirkung gesetzt werden als in der neutralen Schweiz? Wir Schweizer sind die unbeteiligten, die entsezteten Zuschauer bei dem schrecklichen Drama, das sich vor unsrer Augen abspielt. Wir haben erst schrecklich uns auf uns selbst und unser mögliches Schicksal besinnen müssen. Wie aus dumpfer Betäubung erwacht, bliden wir heute auf die wüsten Tage der blinden Parteinahme zurück, wo die Leidenschaften wild durcheinanderwogen und das klare Sehen trübten. Heute haben wir erkannt, daß wir in dem Kriege, der Europa zerwühlt, keine Sympathien zu verschaffen haben, weil es ein Krieg um die Macht ist und nicht um das Recht, für das wir einzlig Verständnis haben als kleines Land und als ein demokratisch denkendes Volk, das keine nationale Hegemonie als Weltnotwendigkeit afferkennt. Die Schweiz ist ohne Zweifel vom Schicksal zur Hüterin der Weltfriedensidee berufen wie kein anderes Land. Vereinigt sie nicht drei Nationalitäten mit einem unerreichbaren Freundsbande? Gibt sie nicht den Völkern ringsum das lebendige Beispiel dafür, daß das friedliche Zusammenleben nicht nur möglich, sondern eine Segnung für den Einzelnen und für das Ganze ist? Wir haben unsere Sendung erkannt. Wir mühen uns, von Tag zu Tag mit größerem Fleiß, diese Sendung zu erfüllen. Unsere Behörden, nachdem sie durch unablässiges Mahnen, — Gewalt wäre hier Unrecht gewesen — den Frieden im eigenen Hause hergestellt, sie haben begonnen, den unglücklichen Opfern des Krieges in beiden Lagern die hilfreiche Liebeshand zu reichen. Täglich besorgt unsere Post unentgeltlich Tausende von Sendungen von den Gefangenen und an die Gefangenen. Eine andere Institution, von Privaten zwar ins Leben gerufen, aber von den Behörden unterstützt, vermittelt den Austausch der Internierten und sucht die Lage der Zurückgebliebenen nach Möglichkeit zu verbessern. Diese Taten der Liebe und der Menschlichkeit — es sind nur Anfänge des Möglichen — wollen das weithin wirkende Beispiel sein für die Gesinnung, die der Welt not tut, sie möchten den Funken der gegenseitigen Liebe anzünden in den Herzen der Gegner, die sich jetzt noch im verzehrenden Haß gegenüberliegen.

Aber es gilt für uns noch größere Arbeit zu tun, sie ist von einzelnen Gruppen aus dem Kreise der Intellektuellen bereits begonnen worden. Es gilt, den geistigen Boden zu schaffen, auf dem der künftige Friedensbaum werden und wachsen soll, bis er die ganze Welt überdeckt. Davor soll in der nächsten Nummer weiter die Rede sein.

H. B.